

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Fauer

Beihfter Band

Jahrgang 1903.



62074
24/10/04

Leipzig und Wien

f. u. f. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung

Carl Fromme

1903.

Inhalt.

Untersuchungen und neue Mitteilungen.

	Seite
Fischart Studien. Von Adolf Hauffen. VI. Die Verdeutschungen politischer Flugschriften aus Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz. (Schluß.)	
11. Unocalvinisch Gegenbadstüblein. 1589	1
12. Antimartyrion das ist Gegenzeugnuß. 1590	11
13. Schriften, die ohne sicheren Beweis Fischarten zugeschrieben werden:	
1. Antihispanus	16
2. Declaration des Königs von Frankreich. 1590	19
3. Discours vom Sieg zu Jvry. 1590	20
Nachträge	22
Bodmers „Rache der Schwester“. Von Robert Riemann	22
I. Bodmers Verhältnis zur Sage	24
II. Bodmers Verhältnis zur mittelhochdeutschen Gestalt des Textes	25
III. Der Umfang der Dichtung	28
IV. Der Aufbau	29
V. Zahlen	34
VI. Schilderungen	36
VII. Ethische Charakteristik	39
VIII. Hagen und Kriemhild	42
IX. Der Dialog	44
X. Das strophische Gedicht und die stichische Modernisierung	48
Gerstenberg als Rezensent der Hamburgischen Neuen Zeitung 1767—1771.	
Von D. Fischer	56
Wielands Pervonte. Von Bernhard Seuffert	76
Der Stifter des Illuminatenordens und eine Briefstelle Schillers an Körner.	
Von Daniel Jacoby	91
Kleinigkeiten zu Schiller. Von Rudolf Schölßler	98
1. Der Hochverrat des Marquis Posa	98
2. Schillers Brief an Kobebue über die „Deutschen Kleinstädter“	101

Gerstenberg als Rezensent der Hamburgischen Alten Zeitung 1767—1771.¹⁾

Von D. Fischer in Prag.

Die Kaiserlich-privilegierte Hamburgische Neue Zeitung wurde zugleich mit den Hamburger Adreß-Comtoir-Nachrichten im Jahre 1766 gegründet. Ihr geistiger und materieller Urheber war Legationsrat Leisching, durch dessen Vermittlung nach dem frühzeitigen Tode des ersten Herausgebers Hoeck das Privilegium an Johann Wilhelm Dumpf kam. Erst von Januar 1767 erschien die Zeitung regelmäßig und verblieb bis 1771 unter Dumpfs Leitung. Es wurden „wöchentlich 4 Stücke, als Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags²⁾ auf dem Adreß-Comtoir herausgegeben“, das Stück auf 4 Blättern gedruckt, ab und zu noch eine Beilage enthaltend.

Den Hauptbestandteil bildeten politische Nachrichten aus dem Auslande: die städtischen Angelegenheiten kamen der strengen Zensur wegen zu kurz. Als Beschluß standen, im Durchschnitte zwei Spalten füllend, aber oft in den nächsten Nummern fortgesetzt, die „Gelehrten Sachen“. Dieser Artikel brachte alles, was mit Literatur in Zusammenhang steht: Besprechungen von neuer erschienenen Büchern aller Art, Auszüge aus deutschen und fremdsprachigen Bibliotheken, Nachrichten von Buchhändlern, Verlegern, Autoren, Anrufe zu Subskriptionen, Erklärungen, Polemiken. In den eingerückten Gedichten wurden Jahresbeginn und -Beschluß, Ereignisse in Fürstenfamilien, das Ehrengedächtnis verstorbener Bürger, sogar auch glücklich bestandene Examina besungen; ein anonymmer Enthusiast legt der Madame de Moll seine Huldigung zu Füßen; Jacobi dichtet Mne. Hensel an, um von ihr eine gleichfalls in Reimen abgefaßte Antwort zu erhalten; ein polnischer Jude debütiert mit Anakreonten (wohl derselbe, über den Goethe 1772 so vernichtend urteilt); Dusch und Denis sind mit Oden, Gleim mit Liedern, Lessing mit Epigrammen vertreten. Schon von diesem Standpunkte, als Ganzes betrachtet, ist die Zeitung ein bedeutsamer Wertmesser für die Durchschnittshöhe des literarischen und sozialen Lebens, sie gewährt Einblick in den

¹⁾ Ausgangspunkt für diese Arbeit waren die „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur“ (Deutsche Literaturdenkmale Nr. 29—30), die Hauptgesichtspunkte und Maßstäbe gab v. Weizens Einleitung an die Hand. — Tieferen Einblick in Gerstenbergs Produktion gewährte mir der handschriftliche Nachlaß, der mir von der verehrlichen Leitung der königlichen Hof und Staatsbibliothek zu München in freundlichster Weise erschlossen wurde; besonderen Dank sage ich Herrn Dr. Erich Beget.

²⁾ Im Sommer Montags, Mittwochs, Donnerstags, Sonnabends.

verwickelsten Mechanismus, in dem die Strömungen der Zeit und engere nationale Interessen, große Wandlungen und geringfügige Streitigkeiten, Welthandel und Philistertum, religiöse Krisen und Theaterintrigen so wundersam ineinandergriffen.

Das neugegründete Blatt suchte naturgemäß vorerst Beziehungen anzubahnen und trat mit ziemlich unsicherem Schritt vor die Öffentlichkeit. Die wissenschaftlichen Aufsätze mochten einige Aufmerksamkeit erregen, da tüchtige Männer wie die Hamburger Professoren Büsch und Ebeling an ihnen arbeiteten, die literarischen Kritiken jedoch enthielten meist farblose Betrachtungen im Sinne der Aufklärung, schüchternes Lob nach rechts, scheuen Tadel nach links, keine selbst- und zielbewußten Ideen. Dann ging plötzlich eine Wandlung vor sich, Lessing und Gerstenberg drückten der Zeitung ihren Stempel auf.

Lessing, der im April 1767 nach Hamburg kommt, scheint rasch gewonnen worden zu sein; nachdem am 7. Mai die Voranzeige der Dramaturgie abgedruckt worden, wird die Erscheinung eines jeden Stückes angezeigt, und das vollständige Werk zu wiederholtenmalen verteidigt und besprochen. Ja, bald erwählt Lessing die Neue Zeitung zu seinem Organ und zum Kampfplatze der großen Fehde mit Klop. Wenn noch im 96. Stücke 1768 die hällische Bibliothek mit Lob überschüttet wird, so liegt darin eine grausame, allerdings unbeabsichtigte Ironie: denn die darauffolgende Nummer bringt den ersten antiquarischen Brief. Die Redaktion verspricht eine objektive Haltung, muß aber bald Farbe bekennen und mehrt in einem geharnischten Artikel Klopens Angriffe ab. So ist die Neue Zeitung das einzige Hamburger Blatt, das zu Lessing hält: der Correspondent ergreift die Partei der Klopianer, und in den Mittheilungen sollten die Hornesausbrüche der Orthodoxen einen wirkungsvollen Resonanzboden finden.¹⁾

Nicht so leicht in die Augen springend, nicht so offen, positiv und energisch, aber tiefer, mächtiger und anhaltender war der Einfluß, der auf die Zeitung von Kopenhagen aus ausgeübt wurde. Dorthin war nämlich Gerstenberg im Jahre 1763 übergesiedelt, dort blieb er auch, in seinem unvergeßlichen Kopenhagen, umgeben von so vielen unvergeßlichen Männern,²⁾ trotzdem ihn Legationsrat Leiching im Herbst 1768 ganz nach Hamburg ziehen wollte.³⁾ Seine

¹⁾ Über Lessings Beziehungen zur Neuen Zeitung belehrt eine Polemik zwischen von Weilen und Erich Schmidt in der Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 3, 398 ff.

²⁾ So drückt sich der 70jährige Gerstenberg in einem tieftraurigen Schreiben an Justizrat Fram aus (mir in der Handschrift bekannt).

³⁾ Vgl. Redlichs Artikel in der Allgemeinen deutschen Biographie 9, 64.

sonstigen Beziehungen zu den Leitern des Blattes kenne ich nicht.¹⁾ Er stand mit seinem Freunde Claudius in Briefwechsel, führte mit Lessing eine literarische Korrespondenz, mochte auch ab und zu nach Hamburg kommen.

Daß Gerstenberg an der Zeitung beteiligt war, ist durch Zeugnisse und Auspielungen in Briefen von ihm selbst, sowie in denen von Claudius, Gleim, Jacobi, Nicolai, Voie, Klopstock, Wieland und anderen über alle Zweifel erhaben. Es handelt sich bloß darum, da die Aufsätze durchwegs anonym sind, seinen Anteil herauszuschälen. Ein Heft seines Nachlasses (mit der Bleistiftnotiz 1770 auf der Rückseite) enthält Konzepte zu acht Rezensionen, und an diese schließt sich der Form und dem Inhalte nach, ja auch durch Berufung, eine ganze Reihe von Aufsätzen an. Nicht minder für Gerstenberg bezeugt sind einige Kritiken, von denen in Briefen die Rede ist. Bei den übrigen geben stilistische Betrachtungen die wichtigsten Kriterien her.²⁾

Da einer der handschriftlich erhaltenen Aufsätze chiffriert ist, und zwar *W*, so müssen die Chiffren einer Prüfung unterzogen werden. In der Bibliothek der schönen Wissenschaften ist für Gerstenberg die Chiffre *B* bezeugt; in der ersten Auflage des Hypochondristen zeichnet er zwei Aufsätze mit *W*; unter der Einleitung zur „Brant“ steht der Buchstabe *G*. Alle diese Lettern kommen auch in der Zeitung vor. Mit *G* ist neben einigen unbedeutenden Artikeln die Rezension über — das Gedicht eines Skalden gezeichnet. *B* steht unter der Besprechung von wissenschaftlichen Werken und geht wahrscheinlich auf Büsch. *W* findet sich selten und läßt wenigstens in den ersten Jahrgängen auf Gerstenberg schließen; man kann an seinen zweiten Vornamen Wilhelm denken. Hat er aber nicht auch die Verkürzung des ersten, *H*(einrich), gebraucht? Jawohl, und zwar zweimal, gleich zu Beginn seines Rezensentenamtes; dann erscheint die Chiffre *H* erst nach langer Zeit wieder, gehört aber unbedingt einem Geistlichen an. Es lassen sich noch manche Zeichen auf Gerstenberg deuten (so je 1mal *Be* und *Et*, 3mal *N*), joviel aber steht fest: in den Jahrgängen 1768—1770 hat er äußerst selten (im besten Falle 5mal) eine Chiffre gebraucht. Ganz anders 1767: hier läßt sich nur an vier Rezensionen sein Charakter erkennen, und alle vier sind gezeichnet. Das- selbe gilt von den drei Aufsätzen des Jahres 1771.

¹⁾ Nachforschungen in Hamburg blieben erfolglos. (Freundliche Mitteilung der Herren Dr. H. Kirnheim und Dr. Küster.)

²⁾ Ausführlich darüber Rechenschaft zu geben, welche Aufsätze und warum sie Gerstenberg zuzuweisen sind, behalte ich mir für einen Neudruck der Rezensionen vor. Doch will ich schon jetzt bemerken, daß eine strengphilologische Untersuchung gar nicht nöthig ist.

Halten wir nun damit einen anderen Umstand zusammen. Gerstenberg wird an keiner Stelle direkt als Mitarbeiter genannt, und überhaupt kommt im Text sein Name überaus selten vor. Am häufigsten ist noch 1767 von seinen Werken die Rede: Das Gedicht eines Skalden wird lobend angezeigt, die Briefe finden bei Besprechung der Neuen Bibliothek eine rühmende Erwähnung, aber auch das ungünstige Urtheil der hällischen Bibliothek wird ohne Anmerkung verzeichnet; das Versprechen, die dritte Sammlung der Briefe anzugeben, wurde nicht eingelöst. Auch sonst begegnet man diesem oder jenem Titel eines Werkes von Gerstenberg. Er selbst wird 1768—1770 ein einzigesmal genannt. Häufiger im folgenden Jahrgange, und 1772 kann es gar schon heißen: „Erhebe oft dein Herz durch Lieder von Klopstock und Gerstenberg . . .“

Aus dieser Tatsache und der mehr negativen Betrachtung der Chiffren läßt sich leicht die äußere Geschichte von Gerstenbergs Journalistentätigkeit herauslesen. In den Jahren 1768—1770 war er die Seele des Unternehmens; in ziemlich regelmäßigen Intervallen lieferte er seine Aufsätze, nur um die Mitte des Jahres 1770 trat eine lange Pause ein. Im folgenden Jahre schied er aus dem Verbands der Zeitung; ob ein Verdruß, ein Bruch, ein friedliches Auseinandergehen vorliegt, ist vorläufig unentschieden zu lassen.¹⁾

Die Zahl von Gerstenbergs Rezensionen ist mit 60 eher zu niedrig als zu hoch angegeben. Davon entfällt eine starke Mehrheit auf Besprechungen von deutschen Werken, fremdsprachiges findet eigentlich nur nebenbei Berücksichtigung, aber es ist eine ganz vorzügliche Vertrautheit mit den auswärtigen Literaturen, besonders mit der englischen, bemerkbar. Allgemeine Erörterungen spielen auch in diejenigen Kritiken hinüber, deren Gegenstand fest bestimmt ist, treten aber natürlich in Rezensionen über theoretische Werke viel scharfer hervor.

Wenn ich nun bei der Untersuchung zuerst jene Züge hervorhebe, welche die Rezensionen als Ganzes kennzeichnen und die sprachliche und literarische Eigenart bedingen, hierauf die allgemeinen Fragen ins Auge fasse, um schließlich zu den Aufsätzen über Dichtungen überzugehen, so wird dadurch meines Erachtens Gerstenbergs Stellung zu den Zeitströmungen, zur deutschen Kritik, zur Poesie und ihren Hauptvertretern klar und deutlich werden.

Die Aufsätze berühren weit aneinanderliegende Gebiete und erörtern die verschiedensten Fragen. Aber was immer es sein mag, in

¹⁾ Im Jahre 1771 findet auch der Redaktionswechsel statt: Dimpf wird von Johann Heinrich Dimpfel abgelöst. (Salomon, Geschichte des Deutschen Zeitungs-
wesens, S. 145.)

allem zeigt sich der Rezensent als vollkommener Meister des behandelten Gegenstandes und nicht als Dilettant, allem — selbst trockenen grammatikalischen Erörterungen — weiß er Geschmack abzugewinnen, verliert den Zusammenhang der Teile mit dem Ganzen, der Wissenschaft mit dem Leben nie aus den Augen:¹⁾ eine stark individuelle Anschauung birgt sich hinter dem üblichen Wir des Kunstrichters. Ganz unparteiisch zu sein — dies Versprechen klingt aus vielen Stellen durch, und so leicht es auch sonst zu einer ganz und gar nichtsagenden Phrase werden kann, ist es in diesem Falle von Bedeutung: es bringt Gerstenbergs ireigenste Überzeugung zum Ausdruck, man müsse alle Originale von ihrem eigenen Standpunkte aus beurteilen. Die schleswigischen Literaturbriefe waren sogar so weit gegangen, sich dem zu besprechenden Schriftsteller im Ausdrucke anzupassen. Dies ist nun in der Zeitung keineswegs der Fall, und dadurch wird der Stil viel gleichmäßiger. Auch die anderen Anlässe zur Verstellung und den mit ihr zusammenhängenden Eigentümlichkeiten fallen weg. Gerstenberg tritt nicht unter der Maske eines verschmähten Liebhabers auf, braucht keinen Adressaten oder Unterredner zu fingieren, seine Meinung nicht versteckt und durch Anspielungen auszusprechen; er gilt als das, was er wirklich ist, als anonymen Kritiker. Dagegen legt ihm das Rezensentenamt gewisse Fesseln auf: er kann nicht nach eigenem Programme schreiben — und wenn doch ein Plan vorliegt, so hat er sich erst während der Arbeit entwickelt — sondern muß sich dem Zufall und der fremden Meinung anbequemen, neben Meisterwerken auch Wertloses zu besprechen. Auch sucht er die vorgezeichneten Grenzen zu sprengen und spricht sich gerne in den „ihm eigenen Digressionen“ über alles aus, was ihm am Herzen liegt.²⁾ Und welche Ironie des Schicksals, daß Gerstenberg unter die zeitungschreibenden Kunstrichter ging! er, der neben Kunstrichtern³⁾ nichts so sehr haßte als die Zeitungsschreiber — besonders diejenigen, die sich einbilden, den Gedanken des Publikums gegenüber „Sebaammendienste“ leisten zu müssen; er macht sich über die weise Einrichtung lustig, „da unter 20 Lesern immer 19 ihren Verstand an dem wästen, was sie aus den Journalen, diejen sibyllinischen fliegenden Blättern, wiedergekauft haben,“ und vergleicht die armen Poeten mit Delinquenten vor dem Richterstuhle der Kritiker und Journalisten. Allerdings mag ihm auch ein erstrebenswertes

¹⁾ Vgl. die Rezension über Hamler-Battaux (1770, 7.—9. März, Stüdt 38 und 39).

²⁾ Dem Zwecke, fragmentarische Materialien zu liefern, ist die Rubrik „Anmerkungen“ gewidmet.

³⁾ Schon der Name Kunstrichter war ihm verhaßt — siehe Zeitschrift für deutsche Philologie 23, 54.

Ideal eines Zeitungsschreibers vorschweben, und sowie er eine gediegene Erziehung des Volkes fordert,¹⁾ so wollte er auch durch seine kritische Tätigkeit eine erzieherische Aufgabe im Kreise der Zeitungsleser erfüllen.

Zuweilen hat es den Anschein, als sei Gerstenberg über seine Zeitgenossen weit hinausgewachsen, den Vorstellungsinhalt mancher seiner Sätze pflegen wir an ganz bestimmte — damals noch nicht vorhandene — Voraussetzungen und Namen anzuknüpfen. Nur zu weit darf man darin nicht gehen; und es ist mehr der Reiz eines Kuriosums als der einer wirklichen Errungenschaft, den nachmaligen Schüler und Nachseiferer Kants die Bedeutung von Zeit und Raum für den schaffenden Künstler abwägen zu hören. Oder, wie modern ist nicht der Plan zu einer Klassifikation der Wissenschaften! auch macht Gerstenberg gar nicht üble Ansätze, Theorie und Regel von der Ausübung zu unterscheiden — da versetzt uns eine Bemerkung, die Geometrie und Poesie auf dieselbe Stufe stellt, wieder zurück, tief in das 18. Jahrhundert.

Allerdings: Gerstenberg war ein Neuerer, ein revolutionärer Neuerer sogar den Gesetzen seiner Zeit gegenüber; die freie Anschauung, zu der er sich hindurchgerungen, die Anschauung, die in den drei Worten: Genie, Original, Shakespeare gipfelt, war gar sehr mit dem engherzigen Rationalismus im Widerspruche. Aber doch stand er nur im Übergang von der Aufklärung zum Sturm und Drang, und diese beiden Faktoren bedingten seine geistige Ausbildung. Er ahnte die Tragweite des Neuerungenen, ohne darüber hinauszu kommen. Seine Ausnahmissetellung erkennend, erschöpfte er seine Kraft, um mit dem, was für maßgebend galt, zu brechen, und wurzelte doch in seiner Zeit: indem er ihre Bestrebungen verneinte, entzog er sich selber den festen Boden. Daher die tiefe Kluft, die ihm von der gleich maßlosen, aber tiefer gegründeten Begeisterung Herders trennt, daher fehlt ihm auch der herrliche Mut eines Lessing. Einschränkungen mit Noch und Aber, ängstliche Gewissenhaftigkeit, spöttische Hiebe und dabei doch schene Seitenblicke auf den gehaßten Kritiker, dies alles stört die Konzentration auf einen Lieblingsgegenstand. Es bleibt stets Überlegung genug, den Enthusiasmus zu begründen, Vorsicht genug, den Gegner zu widerlegen.

Die Briefe über die Merkwürdigkeiten hatten ihre eigenartigen Forderungen an großen Mustern zu erweisen getrachtet. Hier gilt es nun nicht nur die Ansichten an ganz konkreten Beispielen zu erhärten, sondern auch, sie auf einer breiteren Grundlage aufzubauen, sie philo-

¹⁾ So 1769, Stück 3 (Rezension über *Vehrsches Magazin für Arme*) und 1770, Stück 64 (über den *Musen Almanach*).

sophisch zu vertiefen. — Das höchste und heiligste Gesetz ist nach Gerstenberg nur dasjenige, das aus dem Leben selbst geschöpft wird. Die Tat steht unendlich höher als alles Philosophieren und verschafft die erlesensten Genüsse. „Das Gefühl, ein Schöpfer zu seyn, ist ein göttliches Vergnügen, und vielleicht läßt sich die Stärke und Heftigkeit unsrer Leidenschaften vornämlich aus diesem Gefühle erklären Das Vergnügen, eine schöne That gethan zu haben, ist weit heißer, als das Vergnügen dessen, der diese schöne That, auch in ihrer ganzen Harmonie, übersieht. Der Feldherr, der eine Schlacht gewonnen hat, fühlt die Kraft seiner Seele ganz anders, als Derjenige, der alle seine Dispositionen und die von ihm überwundenen Schwierigkeiten noch so vollständig, und mit noch so vieler Ergözung, studiert hat; der nähert sich aber seinem Gefühle des Vergnügens, der wie Cäsar bey Alexanders Thaten weinen kann.“¹⁾ Die Lebenspraxis schließt aber keineswegs das Theoretisiren aus. Nur einem ungewöhnlichen Geiste bleibt es vorbehalten, „den Anlagen nachzuspüren, die der große Werkmeister der Natur mit ebenso viel Simplicität als Fruchtbarkeit zu ausgebreiteten Wirkungen gemacht hat.“²⁾ Nur müsse auch hier die Erfahrung Material, Maßstab und Richtschnur angeben. Die bloße Spekulation könne niemals ein Ersatz für die empirisch erlangte Erkenntnis sein, eine zu „idealische“, zu „anschauliche“ Betrachtungsweise vermöge nicht tief genug zu dringen — ein Vorwurf, der nicht allein Sulzer, sondern auch Herder trifft. Darum habe das Streben eines jeden Forschers darauf zu gehen, eine möglichst vollständige Induktion zu liefern. Auf dem Gebiete der Ästhetik ergibt sich also naturgemäß die Forderung, den Genuß auf seine psychologischen Grundlagen zurückzuführen; erst wenn man die Natur der Phantasie kennt, kann man auf ihre Wirkungen schließen.³⁾ Gerstenberg hatte anfangs nach seinen eigenen Worten,⁴⁾ „die Gabe, aus einem Begriffe durch ein ganzes System fortzuschließen, für ein erstaunliches Merkmaal des menschlichen Genies gehalten; aber da er erst einmal erkannt, daß dieses synthetische Herabsteigen ein analytisches Hinaufsteigen voraussetzte, daß die Analysis sich auf Erfahrung gründet, und daß das Studium der Erfahrungen gerade dasjenige wäre, um welches die Philosophie sich am wenigsten bekümmert hätte: so legte er seine Lehrbücher gelassen fort, und nahm wieder seine Poeten zur Hand; von der Zeit an bekamen seine Urtheile eine ganz entgegengesetzte Wendung“. Die Wirren der Kritik

¹⁾ Über Sulzers Théorie des plaisirs (1767, 12. und 13. November, Stück 178—179).

²⁾ Ebenda.

³⁾ Vgl. Anmerkung I (12. September 1768, Stück 145).

⁴⁾ In einer nicht ausgeführten handschriftlichen Skizze zum Hypochondrisiren.

seien dadurch hervorgerufen worden, daß die Kritiker ihre eigenen Vorurteile in die Poesie hineintrügen. Nur Spott kann das lächerliche Bestreben der neueren „Kunstlehrer, Theoretiker, Ästhetiker, oder wie sie sich sonst nennen“, erregen, die alles systematisieren und katalogisieren wollen. „Man überlege nur, . . . wie viel Mühe es koste, ein Grundstück der menschlichen Seele zu überschauen, das an Mannigfaltigkeit und Fruchtbarkeit, wir möchten fast sagen, unermesslich, wenigstens ungleich reicher, als alle übrigen angebauten Gegenden in derselben, ist! Und man besinne sich nur nicht auf Meisterstücke der Kritik, die Poetiken des Aristoteles, Horaz, Batteux, und Home! Das gute und feine Gefühl ihrer Verfasser, das sie auf manche scharfsichtige Bemerkung gebracht hat, macht sie uns unschätzbar: aber Gesetzgeber! O nicht doch! Die wollten sie, die können sie niemals werden!“¹⁾ Eine grenzenlose Verachtung aller unberufenen Richter spricht aus diesen leidenschaftlichen Exclamationen. Was bilden sich denn die Kunstrichter ein? Sie vergessen ja, „daß sie mit dem Poeten niemals in völlig gleichem Gesichtspunkte stehen,“²⁾ daß ihre Aufgabe darin besteht, mit dem Gegebenen zu rechnen, „Facta zu sammeln und darnach auf Facienda zu schließen.“³⁾

Darum sei es unrichtig, über eine Entwicklungsphase des menschlichen Geistes achtlos hinwegzugehen: durch ihre Existenz hat eine jede Geschmacksrichtung ihre Berechtigung erlangt. Aber trotzdem gibt es nur Einen Geschmack — so lauten die einleitenden Worte — den nämlich, der aus allen Erscheinungen abstrahiert ist, und ebenso gibt es auch nur Eine Schönheit, der eine Allgemeingünstigkeit gar wohl zukommt. Dies soll eine Polemik beweisen, deren Spitze unmittelbar gegen Riedel, und über ihn hinaus gegen die englische Ästhetik (Hutcheson) gerichtet ist.⁴⁾ Die Ideen der Schönheit, welche der Künstler in sein Werk hineingelegt, bleiben auch ohne Beziehung auf unser Urteil, und ein schöner Zug der Natur in Homer, Shakespeare, Klopstock höre nicht auf, schön zu sein, wenn es auch möglich wäre, daß ihn kein einziger Leser schön fände. Daß die Schönheit etwas von dem individuellen Urteile unabhängiges sei, werde dadurch bewiesen, daß die Urteile fast aller Menschen in gewissen Fragen übereinstimmen. Der bloß sinnliche Eindruck genüge nicht zur völligen Erfassung der Schönheit: Man müsse das Allgemeine von dem Be-

1) Faber, Anfangsgründe der sch. Wissenschaft (21. Mai 1768, Stück 81).

2) Messias III. (22. Mai 1769, Stück 79).

3) Aus einem demnächst zu veröffentlichenden Briefe an den Hamburger Komponisten Bach.

4) Riedel, Über das Publikum, und Anmerkungen V (10.—20. Februar 1769, Stück 24—29).

sonderen abstrahieren, man müsse nicht nur empfinden, sondern auch Kenner sein. — Was die Entwicklung der Idee der Schönheit betrifft, so sei ihr Begriff ursprünglich gleichbedeutend mit angenehm gewesen, aber je höher der Mensch stehe, desto genauer unterscheide er die beiden Begriffe. Denn es liege in der Beschaffenheit der Dinge, daß sich mit fortschreitender Zivilisation die Merkmale immer schärfer trennen — differenzieren, würden wir sagen — ohne daß jedoch diese „Abwandlung der Natur“ ihre Verschlechterung hieße;¹⁾ hier ist die Spitze gegen Rousseau leicht erkennbar.

Die fragmentarische und essayistische Natur der Rezensionen bringt es mit sich, daß Gerstenberg gar nicht dazu kommt, ein geschlossenes Ganze zu bieten oder eine Frage erschöpfend zu behandeln. Seine Aufmerksamkeit wird notwendigerweise zerplittert, so daß er keiner Gattung der Poesie sein ganzes Interesse zuwenden kann. Zweimal gibt er zwar das Versprechen, seine Ansichten über die Ode systematisch darzulegen, erfüllt es aber nicht. Nur das Drama erfährt eine theoretische Betrachtung. Es beschäftigt ihn die Frage nach der Wirkung des Schauspielers. Die Lessing-Aristotelische Mitleidslehre beiseite schiebend, erklärt er die Wirkung — wie früher in den Werkwürdigkeiten — auch hier aus der Illusion. Und zwar sei die Illusion der Phantasie, die uns über die wirklichen Umstände (Zeit, Ort der Aufführung und diese selbst) hinwegzutäuschen habe, wohl zu unterscheiden von der Illusion des Verstandes, die uns an die Wahrheit der vorgeführten Fabel glauben lasse:²⁾ modern ausgedrückt — Suggestion und Logik des Stückes. Die Illusion sei zwar eine zarte Blume; aber ebenso wie die nichtznäbändige Zauberin Phantasie³⁾ schöpfe auch sie neue und neugestaltende Kräfte aus sich selbst, und könne deshalb nicht durch eine äußere Unterbrechung (z. B. einen Aktluß) vernichtet werden, wie Home lehrt. Und vor allem sei der Chor der Alten nicht dazu geeignet, die Illusion zu unterbrechen: umgekehrt, er entspreche ganz und gar der Stimmung, die durch die Handlung hervorgerufen ward. Die Handlung müsse eben keine stets fortschreitende sein, auch die sogenannten leeren Szenen steigern die Affekte durch das Pathos oder das Lächerliche. Darin seien die Alten Meister gewesen, wie ihre Stücke überhaupt unerreicht dastehen: nicht durch die äußere Einheitlichkeit (Ort und Zeit), die ja ganz gut zu wissen wäre, als durch ihre Geschlossenheit und innere Simplität. — Und es gibt nichts, was dem hohen Geschmack der Antike so sehr widerspricht, als der „Tummel der Ver-

¹⁾ Brown, Betrachtungen über Poesie und Musik (27. Juli 1769, Stück 117).

²⁾ Anmerkungen I, II (1768, Stück 145 und 150); Weilen, S. LXX und folgende.

³⁾ Über Kritische Wälder I (11. April 1769, Stück 57 und folgende).

feinerung“ bei den Engländern, als „ein so geschnörkeltes, geschnörkeltes, sentimentvolles Etwas, das sich französische Komödie nennt“; nichts, was dem stolzen Selbstbewußtsein eines Euripides so entgegenge setzt ist, als „das Buhlen um den Beyfall und die Abhänglichkeit vom Händegeklatsch“ bei den Autoren der beiden Nationen. „Der komische Genius nimmt allmählig von den englischen Schauspieldichtern seinen Abschied, ohngefähr in eben dem Verhältnisse, wie er sich schon längst seinen guten Freunden, den Herren Franzosen, empfohlen.“ Die Nachahmung der äußeren Einheitlichkeit lasse die innere Disharmonie nur noch mehr erkennen; die „zusammengesetzte Fabel“ wirke unerträglich, wenn Plot und Underplot ein gleiches Interesse erregen sollen und nur durch eine Person, wie durch Mörkel, zusammengehalten werden.¹⁾

Der große prinzipielle Gegensatz gegen Lessing, der durch die Lehre von der Illusion bedingt ist, kommt wohl in der Korrespondenz, die zwischen Hamburg und Kopenhagen anläßlich des Ugolino geführt wurde, nicht aber in der Zeitung zur Sprache. Hier wird dem großen „Antiquare und Philosophen“ fast uneingeschränkte Anerkennung gezollt, und Gerstenberg scheint die stolze Devise „mit Zweifel bewundernd, mit Bewunderung zweifelnd“ auf ihren Urheber anwenden zu wollen.²⁾ Einen Umstand hebt er besonders hervor: Lessings Schriften haben dazu beigetragen, das Niveau der Literatur zu heben. „So viel können wir ihn versichern,“ heißt es von einem holländischen Gelehrten,³⁾ „daß der Lessingische Einfluß, den er nicht verläugnen kann, das schätzbarste Phänomenon in seiner Schrift sey. Dieß auf eine Menge junger und alter Schriftsteller unsrer Zeit angewandt, haben wir hier eine Seite des Laocoon angegeben, die man unsers Wissens noch nicht genug erkannt hat, die man aber einmal erkennen wird, wenn alle Klogische und Murrische Plackereien längst vergessen sind.“ Auch „der Genius der antiquarischen Briefe ist in etwas ganz anderm zu suchen, als in den antiquarischen Erörterungen“.

Indirekt läßt sich Gerstenbergs Verhältnis zu Lessing viel schärfer bestimmen, indem man die Urtheile über Herder heranzieht. Man kann mit Recht darauf gespannt sein, was für eine Stellung Gerstenberg Herder gegenüber einnehmen wird, der ja, an dieselben An-

1) Hugh Kellh, False Delicacy; Colman-Garrick, The clandestine Marriage; Goldsmith, The good natur'd Man (28. April, 4. und 6. August 1768).

2) Die Rezensionen erschienen gleichzeitig mit den einzelnen Stücken der Hamburgischen Dramaturgie und es ist daher nicht ausgeschlossen, daß die beiden Arbeiten aufeinander eingewirkt haben. Wenn Gerstenberg das französische Lustspiel verurtheilt, ist es, als ob er Lessing ergänzen und berichtigen wollte, der ja seine Waffen nur gegen die Tragödie richtete.

3) Seybold, Super Odyssea HomERICA (29. August 1769, Stück 136).

regungen anknüpfend, die Lehren sowohl der Berliner als auch der Schleswiger Literaturbriefe teils weiterführen und vertiefen, teils umgestalten sollte. — Eben der bewußte und offen bekannte Zweck der „Fragmente“, eine Beilage zu (Lessings) Literaturbriefen zu sein, erregt Gerstenbergs Unzufriedenheit,¹⁾ da er in den Merkwürdigkeiten sein Berliner Vorbild einer so harten Kritik unterworfen hatte und nun nicht mit der „Grille“ einverstanden ist, „die Briefe, die neueste Litteratur betreffend, fast durchgängig zur Basis zu nehmen; welches die natürliche Folge hat, daß er in der Fundgrube der Sprache nur so tief gräbt, als . . . sie gegraben hatten, höchstens zur Rechten und zur Linken nach einer durchschimmernden Ader umherspäht.“ Was die Fragmente der Gerstenbergischen Schrift am nächsten bringt, der leidenschaftlich dahinbrausende Ton, ist ihm aber auch Anlaß zu Spott und Ärger. Ja, es mag bei Gerstenberg Selbstironie und Selbstkritik sein, wenn er das Exotische und Fragmentarische aussetzt, Stilmerkmale, die auch an ihm gerügt wurden! Herders Bemerkung über eine neue Messiade wird besonders hervorgehoben. „Nur Eins möchten wir erflehen, daß das Genie eine Epöee vergönne, die weder homerisch noch miltonisch ist.“ Nun scheint Gerstenberg durch den Gedanken an eine Nachahmung oder gar eine regel-mäßige Nachahmung in Zorn geraten zu sein, er bricht bald darauf boshaft und unwillig ab: „Wir bitten um Vergebung, daß wir auch ein Wort dreingeredet haben: wir wollten Se. Herrlichkeit nur introduziren.“ — Im Autor des „Torso“²⁾ erkenne man leicht den Verfasser der Fragmente. Nur sei der Stil noch geblümter, die Gedanken noch hochtrabender. Gerstenberg bemerkt den großen Abstand zwischen Abbt und Herder und des letzteren vergebliches Streben nach einer Identifizierung: „Herr Herder will uns hier ein Bild von Abbts Genie geben, er will zeigen, wie viel eine Menschenseele enthält; und siehe! Herr Herder zeigt uns, statt einer Menschenseele von ganz natürlichem Wuchs und guter Bildung, eine Riesenseele.“ Dagegen erfährt Herders historischer Sinn vielleicht nicht die gebührende Anerkennung; gewiß ahnt Gerstenberg nicht den künftigen Geschichtsphilosophen.

Die „Kritischen Wälder“³⁾ geben Gelegenheit, sich über Fragen auszusprechen, die damals die gebildete Welt in Atem hielten und von den besten Kennern, Winckelmann, Lessing, Herder auf verschiedene Weise gelöst wurden. Der Rezensent hält im ganzen zu den Enthufungen (so hatte er Winckelmann in den Merkwürdigkeiten genannt), gegen den Kritiker, erhebt aber bedeutende Einwürfe gegen manche

¹⁾ Rezension vom 16. Februar 1767, Stück 26.

²⁾ 3. August 1768, Stück 122.

³⁾ 11. April 1769, Stück 57 und folgende.

Einzelheit in Herders Ausführungen. Wichtig sind zwei Gesichtspunkte: Der körperliche Schmerz kann unsere Sympathie erregen und ist geeignet, den Hauptgedanken eines Stückes abzugeben; hier spricht der Dichter des *Ugolino*. Zweitens, inbetreff der beschreibenden Poesie bekämpft er sowohl Lessing als Herder, ist aber in diesem Falle weit unter ihnen. Er kommt wieder nur mit seiner Unantastbarkeit des Genies, während Herder die Säge des *Laocoon* auch zugunsten der lyrischen Poesie umgestalten will — was ja im Prinzip mit Gerstenbergs Anschauungen übereinstimmt. Auch hier ahnt er nicht die zukünftige Bedeutung Herders als Entdecker und Fürsprecher der Volksseele und des Volksliedes. Dem Propheten Herder aber, dem Interpreten großer Geister, wird er in vollem Maße gerecht. „Die Bemerkungen des 2. kritischen Wäldchens sind so practisch, fast würden wir sagen, so poetisch anschauend, daß man sich wundert, wie sie in die Seele eines Kunsttrichters gekommen Sieh, wie unser Verfasser, in die Seele eines großen Dichters hineindenten; die Umstände erforschen, warum sein Werk diese und keine andere Farbe, diesen Ton, diese Wendung, diesen Gang, diese Wirkung hat; sich so von allen Erscheinungen und Eindrücken die Ursache angeben; so den Dichter aus sich selbst erklären, und ihn aufs Neue mit dem wahren Urbilde seiner Schönheit in Uebereinstimmung zu bringen: dazu werden Talente erfordert, nach denen sich unsre verfeinerten Gottschede denn frehlich nicht gerne prüfen lassen.“ (1769 Stück 70.)

Auf wen diese verfeinerten Gottschede, die Anhänger „Gottsched des Zwehten“ genützt waren, ist klar: auf die „neueste — wie sollen wir sie gleich nennen? Schwäger, Gedankenverdrehler, Viel-Lärm-um=Nichts-Macher klingt zu hart — unsere neueste Schule“, die den „hällischen oder erfurtischen Geschmack“ vertritt. Über Klotz war Gerstenberg schon längst im klaren gewesen, vielleicht als erster oder unter den ersten hatte er ihn durchschaut.¹⁾ In den Rezensionen braucht er zu den vernichtenden Urteilen Herders und Lessings nicht viel beizufügen. Aber den einzigen Ruhm, der Klotz belassen ward, den, eine elegante lateinische Feder zu führen, zerpflicht er. Neben Christian Heinrich Schmid, der ja erst nach und nach ins Lager der Klotzianer überging, nimmt er einen aufs Korn, der nach Herders Urteil noch gefährlicher war als Klotz selbst — nämlich den Erfurter Friedrich Just Niesel. Zwei lange Ansätze haben zum Zweck, „die angehängte Flittern, wodurch den Gedanken trefflicher Männer ein höchst schielendes Ansehen mitgetheilt wird,“ zu vernichten und die „unverdanten Sätze“ zu widerlegen. — Durch den äußersten Wider-

¹⁾ Schon in den Merkwürdigkeiten. — „Herr Klotz ist ein Gul“, lautet sein zusammenfassendes Urteil in einem Briefe an Nicolai (Zeitschrift für deutsche Philologie 23, 61).

wissen gegen alles, was aus den hällischen Kreisen hervorging — die Angriffe blieben natürlich nicht unbeantwortet und neben Gerstenberg wurden die Leiter der Zeitung in die Zäntereien hineingezerrt — läßt er sich auch zu folgendem komischen Sage verleiten: „Sehr irrig hält Herr Klop Herder für den Verfasser der Kritischen Wälder (sehr irrig, wie man uns versichert hat, und wie wir auch ohne diese Versicherung schon aus dem Buche selbst vermuthet haben).“ Ja, er wünscht gar, „daß der Verfasser uns nun auch mit einem Wäldchen der Herderschen Fragmente beschenken wollte: denn so nützlich es ist, einen Kunsttrichter wie Herr Klop zu prüfen, so halten wir doch eine genaue Untersuchung der Fragmente für viel nützlicher, weil sie eben durch den Reiz ihrer neuen Ansichten am leichtesten verführerisch werden“. Größer konnte wahrlich der Triumph von Herders Versteckspiel nicht sein! —

„Man hat angefangen,“ heißt es im 79. Stücke 1769 (22. Mai), „der Prüfung einzelner kritischen Schriften, statt fahler Recensionen, worinn die wichtigsten Sachen mit der schändlichsten Zuversichtlichkeit abgefertigt werden, eigne Bücher, die ins Detail führen, zu widmen. Wenn man diese bessere Untersuchungsart auch auf vorragende poetische Werke anwenden wird, alsdann, und nur alsdann, kann sich unsre Nation einmal lezenswürdige Kritiken über den Messias versprechen.“ Was in den Klopstockaufsätzen der Zeitung geboten wird, kann demnach nicht Anspruch machen, die Bedeutung des Dichters erschöpfend zu würdigen. Es sind vielmehr nur Anmerkungen, die theils Vorurtheile bekämpfen, theils neue Gesichtspunkte aufdecken und anregend für die Zukunft wirken wollen. Mit Stolz und Begeisterung sieht Gerstenberg der Beendigung des Messias entgegen. „Dank, Dank dir, erhabne Sionitin, daß wir erlebt haben, die Höhe, die du deinen Dichter führtest, nahe schon erstiegen zu sehen. Unser Vaterland, das Land großer, wenn gleich oft verkannter Verdienste, wird (nun keine entfernte Hoffnung mehr) wird bald auch dieses beneidenswürdige besitzen, eine Epopöe: ein Werk, das sich alle Nationen der Christenheit und alle künftige Weltalter zueignen werden, eine Epopöe von dem Stifter unsrer Religion, die würdigste, heiligste!“ Den geistlichen Liedern sei vorgeworfen worden (Anspielung auf die Literaturbriefe), sie seien für das Volk unverständlich, doch habe man nicht bedacht, daß eben die Denkungsart des Volkes derjenigen des Dichters am nächsten komme. Herrmanns Schlacht sei sowohl als Ganzes wie im Detail ein Original in der würdigsten Bedeutung des Worts. — Vieles, was über Klopstock gesagt wird, läßt sich auf die persönlichen Beziehungen der beiden in Dänemark wirkenden und aufs innigste befreundeten Männer zurückführen. Manche Besprechung ist ein bloßer

Freundschaftsdienst, so wenn eine Anzeige der französischen Messias-Übersetzung eingerückt wird, oder wenn gegen den falschen — vielleicht verfälschten — Abdruck einiger Stellen in der Hallschen Bibliothek, die Hamburger Zeitung den berichtigten Text der Öffentlichkeit vorlegt. — Da Gerstenberg Einblick in Klopstocks Schaffen hatte, waren seine Nachrichten ganz zuverlässig; so konnte er auch etwas von den vorbereiteten Arbeiten des Dichters verraten. Eine davon, nämlich die Abhandlung über das Silbenmaß, war für die erste Fortsetzung der Merkwürdigkeiten bestimmt, und Gerstenberg beging die Unvorsichtigkeit, die in der noch ungedruckten Abhandlung verfochtenen Ansichten gegen Ramler auszuspielen. Schon einmal hatte Klopstock, und zwar ebenfalls seine Theorie des Silbenmaßes, und gleichfalls ein „Manuskript für Freunde“ ein Streitobjekt zwischen Gerstenberg und Nicolai abgegeben.¹⁾ Nun wiederholte sich derselbe Verdruß. Nur beklagte sich Nicolai nicht direkt, sondern in einem Schreiben an Lessing, über die beiden „unanständigen Recensionen wider Ramler“.²⁾

Von den übrigen Freunden wird besonders Cramers mit großem Lobe gedacht, die anderen erfahren eine ruhige und kühle Würdigung (so Dusch und Weiße). Eine große, zu große Hochachtung hat Gerstenberg für die Talente Gleims, aber er kennt ihre Grenzen: Gleim kann wohl Anakreon, niemals aber Horaz sein, darum ist es kein glücklicher Gedanke, wenn er den Römer nachahmen will.³⁾

Es hatten überhaupt viele Schriftsteller Grund zur Unzufriedenheit mit den Hamburger Rezensionen. Denn Gerstenberg führte eine scharfe Feder. Schon in Weises Bibliothek hatte er sich über die Stücke der Schweizer lustig gemacht,⁴⁾ und in ganz derselben Weise, nämlich durch Anlegung eines höchst drolligen „Florilegiums“ stellt er nun Bodmers politische Schauspiele an den Pranger.⁵⁾ Die Verdienste der Schweizer auf dem Gebiete der Kritik können nicht geleugnet werden,⁶⁾ und man müsse sie vom Standpunkt der Geschichte aus würdigen. „Ist es daher nicht zu verwundern, daß Jemand als Kunstrichter Schönheiten vorziehen kann, die er als Poet verachtet?“

1) Zeitschrift für deutsche Philologie a. a. D.

2) Lessing, Hempel 20 II, 346.

3) Dem aufrichtigen Boie gefällt Gerstenbergs Kritik recht gut, wie er an Gleim selber schreibt (Zeitschrift für deutsche Philologie 27, 384).

4) Das Verzeichniß von Gerstenbergs Rezensionen in der Neuen Bibliothek (von Weilen S. XVII—XXII) ließe sich vielleicht noch durch die Besprechung von Hirzels Junius Brutus zc. ergänzen, Neue Bibliothek 8, 46; so ließe sich denn Gerstenbergs Anteil auch über den Anfang des 8. Bandes hinaus feststellen (was von Weilen S. XXII bestritten).

5) 10. Oktober 1768.

6) 3. September 1768.

Die widersinnigen Gedächtnen und der gesuchte kleine Witz nehmen sich im Vergleiche mit dem schwülstigen Stil, den Meteoren und dem Vortagepränge so aus, wie eine Maus unterm Baldachin. „Es ist was besonderes an diesem Dichter, daß ihm gemeiniglich, was er nur berührt, selbst wenn es an sich gut ist, nicht allein schlecht geräth, sondern auf eine komische Weise schlecht geräth.“

Speziell sind es zwei Klassen von Dichtern und Dichterlingen, die den Kritiker zum Spott reizen: Erstens die, welche die göttliche Weihe entbehrend, sich an die höchsten Gegenstände der Poesie wagen — die Nachahmer Klopstocks.¹⁾ Zweitens die Schar der tändelnden, bloß tändelnden Poeten — die Nachahmer Anakreons. Die Art und Weise, in der sie gegeißelt werden, beweist, daß der Spott bitter ernst gemeint ist und ungestillter Sehnsucht als auch einer verbitterten Seele entspringt: „Eiserne Zeiten! So arm am Großen und Vortrefflichen; so reich im Mittelmäßigen! Wer muß nicht seufzen und gähnen?“ (3. März 1767, Stück 35.)

Aber zu seinen Gegnern machte Gerstenberg nicht nur die nichtsagenden Verfasser der *Lucifer*, der *Fröhlichen Gedichte* u. s. w., sondern auch zwei Namen von großem Klange: Wieland und Johann Georg Jacobi.

In dem Verhältnis zu Wieland lassen sich einige Phasen unterscheiden. Die erste Ausgabe des *Hypochondristen* und die Merkwürdigkeiten haben für den religiösen Schwärmer und für den Shakespeareübersetzer nur Spott und Hohn. Die Rezensionen der *Neuen Zeitung* schlagen anfangs einen ganz anderen Ton an. Der Agathondichter könne sich mit Rousseau und Fieldding messen, und wenn auch nicht ganz Original, wenn auch nicht ganz frei von Mängeln in der Charakteristik, habe er doch eine neue reiche Quelle für poetische Schöpfungen erschlossen. Idria werde gewiß die Aufmerksamkeit „aller Liebhaber der scherzhaften, oft zu freyen, aber immer in ihrer Art einzigen Muse“ auf sich lenken; auffallend sei es, daß Herr Wieland sich seiner früheren Gedichte mit Erröten erinnere. Dieser plötzliche Gemüthswechsel trete noch schärfer in *Minarion* zutage, man dürfte daher auf eine Erklärung seinerseits gespannt sein. Nun, eine Erklärung blieb aus, Wieland wurde immer übermüthiger in seinen Werken, Gerstenberg stets zurückhaltender in seinen Besprechungen. Ungefähr um die Wende von 1769

¹⁾ Eine bedingungslose Verurtheilung erfährt Hudemanns Auferstandener *Lucifer*, 27. April 1767. Hudemann erklärt darauf in einer eingesandten Nachricht, sich in den Schleswig-Holsteinischen Anzeigen gegen die Rezension verteidigen zu wollen. Wie weit die Polemik gedieh, vermag ich nicht festzustellen. Aber in der 2. Ausgabe des *Hypochondristen* wimmelt es von grausamen Epigrammen auf Hudemann, der zur Zeit der Veröffentlichung des *Hypochondristen* (1771) schon lange tot war.

auf 1770 ist ein Einschnitt zu machen. Die Rezension über *Σοφοκλῆς μαιώμενος* zeigt den Zwiespalt ganz deutlich. Waren bisher Klagen über Wielands Nichtoriginalität nur zwischen den Zeilen eingestreut gewesen, folgt hier ein Verzeichnis von Wielands Mustern. „Was ist Herr Wieland nicht alles gewesen! Bald Shaftesbury, Plato, bald Milton, Young, Rowe, Richardson, nun Crebillon, dann Hamilton, ein andermal Fielding, Cervantes, Helvetius, Yorik, beyläufig auch wohl etwas von Rousseau, Montagne, Voltaire; und es fehlt nicht viel, wird er auch Rabelais.“¹⁾ Das Gedicht habe den Titel „Dialogen des Diogenes von Sinope“, hätte aber ebenso gut „mes Pensées“, „Empfindsame Tonne“, „εἰς ἑαυτὸν“ heißen können. Es seien keine Dialogen, nicht von Diogenes, und durchaus nicht im griechischen Tone geschrieben. Die ewig eine Manier rufe eine unausstehliche Monotonie der Laune hervor, die noch durch die stete Variation eines und desselben Themas, des Begattens, erhöht werde. Etwas veröhnlicher klingt das Urtheil über Combabus, mäßiger im Tone, gerechter dem „liebenswürdigen narrierenden“ Wieland gegenüber; die Vorwürfe werden jedoch aufrechterhalten. „Seit einiger Zeit kommt es uns vor, daß Wielands Scherzhaftigkeit — wie sollen wir uns behutsam ausdrücken? — den Professor ver-rathe.“²⁾

Geht Wielands Entwicklung vom heilig frömmelnden Ernst zu ausgelassenem Scherze, könnte man bei Jacobi gewissermaßen eine entgegengesetzte Wandlung — aber in verkleinertem Maßstabe — wahrnehmen: er sagt sich vom Amor los. Doch ist diese Lossagung nicht gar zu ernst zu nehmen, es handelt sich nur um einen Scherz, und es bleibt die tändelnde Unnatur und gezierte Manier der Verse. Gerstenberg steht ihm anfangs freundschaftlich gegenüber. Die Briefe zwischen Gleim und Jacobi gehörten zum süßesten und liebsten, was die deutsche Sprache aufzuweisen habe. Unser Chaullien und Gresset — so lautet ja die allgemeine Formel der Zeit — „ist reich an Erfindungen, liebreichen Bildern, die er zum Theil den Lippertischen Gemmen abgesehen zu haben scheint, weniger correct, witzig und jugendlich.“ Um diese Zeit etwa antwortet Gerstenberg auf einen Freundschaftsantrag Jacobis in zuvorkommendem, warmem Tone³⁾

¹⁾ In ähnlicher Weise wurde Wieland später von den Romantikern der Spiegel vorgehalten, die Brüder Schlegel zählen in der *Citatio edictalis* fast alle hier angeführten Namen auf (Athenäum 2, 340).

²⁾ „Wenn nur Gerstenbergs Rezensionen nicht den Soldaten und den Paradeplatz verräthen!“ parodiert die Deutsche Bibliothek (1770, 17, 564).

³⁾ Zu diesem und dem folgenden vgl. Martin, Ungedruckte Briefe von und an Jacobi (Quellen und Forschungen II) und besonders von Weilen, Gerstenberg und Jacobi, Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 3, 178 ff.

und schreibt auch an Gleim voll Bewunderung für Jacobi, spricht aber die Befürchtung aus, Jacobi werde sich zu den Klotzianern schlagen. Ob diese Befürchtung sich bewahrheitete, ist nicht festgestellt.¹⁾ Sicher ist, daß Klotz den Dichter unter seine Fittige nahm und ihm in seinen Zeitschriften in allen Tonarten schöntat. Sicher ist auch, daß Gerstenberg seinen eben erst gewonnenen Freund mit der Hällischen Partei unter einer Decke wählte. Zur Entfremdung hat jedenfalls der tiefere in den Charakteren begründete Unterschied beigetragen. — Das Jahr 1769 bringt keine Besprechung von Werken Jacobis,²⁾ läßt aber in einer gelegentlichen Anspielung auf die Jacobitischen den kommenden Sturm ahnen. Auch die Anzeige von Gleims „An den Herrn Canonicus Jacobi, als ein Criticus wünschte, daß er aus seinen Gedichten den Amor herauslassen möchte“ ist bloß ein Vorspiel. „Eine sehr komische Idee das! — Doch wir brechen ab. Wir möchten in allem Ernste mit unserm süß-tönenden Gleim in Affect gerathen; — und wir wollten bloß lächeln!“

Jacobis Winterreise, heißt es nun einen Monat später,³⁾ „kann man von einer zwiefachen Seite ansehen. Wenn es um ein paar artige Reime u. s. w. zu thun ist, der mag nur alles, was Jacobi schreibt, lesen. Wer aber in der Wahl seines Lesens einigermaßen spröde ist, wer seinen Horrik lieb hat, und sich den sentimentalen Geschmack durch altweibisches Gewinsel eines Nachahmers, der allenthalben empfindsam zu scheinen arbeitet, nicht gerne verderben will, dem rathen wir, sich weder an die Winterreise, noch an die Sommerreise zu wagen; beyde werden ihm ein Aergerniß sein“ Es sei nicht Nachahmung Sternes, es sei Nachäffung. Wie habe Jacobi darauf verfallen können? Wahrscheinlich so. „Er der schon so oft Nachahmer der Franzosen war, machte eine Reise von Halberstadt nach Düsseldorf und wollte sie poetisch verherrlichen nach dem Exempel von Bachaumont und Chapelle. Auf einmal kommt ihm ein trüber Gedanke in den Kopf, daß dieß ganz sicher doch nur eine Nach-

¹⁾ Es handelt sich darum, Jacobis Anteil an der Hällischen Bibliothek festzustellen. Kochs Meinung (H. P. Sturz, S. 127), mit der von Weilen einverstanden ist, Jacobi hätte die scharfen mit J gezeichneten Kritiken geliefert (Deutsche Bibliothek 1767 I, 101—112; 1768 IV, 96), scheint nicht stichhaltig zu sein: dieselbe Chiffre J steht ja auch unter den lobenden Besprechungen von Jacobis Werken (1767 II, 1; 1768 V, 1; aus 1768 V, 117 ff. geht wohl hervor, daß Dsch und J demselben Kritiker angehören). Viel eher ließe sich die Chiffre B auf Jacobi deuten (also die gerechten Besprechungen des Ugoiino und des Skalden); dies erhellt aus einer Stelle des von v. Weilen a. a. D. veröffentlichten Briefes Gerstenbergs.

²⁾ Jacobi muß mit der Leitung der Zeitung in gutem Einvernehmen gewesen sein, denn seine poetische Epistel an Mme. Hensel und deren Antwort werden abgedruckt.

³⁾ 2. und 3. März 1770 (nicht 1769 wie Martin a. a. D. S. 11 angibt) im 35. und 36. Stücke. (Martin zitiert S. 28: in dem 64. und 66. Stücke.)

ahnung der Franzosen seyn werde. Was zu thun? Glücklicherweise hat ein Kunsttrichter das gemeinnützige Recept erfunden, daß man sich durch eine gute Dose von brittischem Sublimat, mit französischem Esprit vermischt, zum Original machen könne: Geschwind Freund Yorrik in die eine, und Freund Chapelle in die andere Hand genommen; Freund Klop, dem es eine Kleinigkeit ist, Original in Nachahmung, und Nachahmung in Original zu verwandeln, wird schon für das übrige sorgen.“ „Zum Schluß lernen wir noch den Bruder des H. Jacobi kennen: das brüderliche Herz!“¹⁾ — Die Kritik über „Abschied an den Amor (21. März, Stück 46) hat nicht viel neues zu sagen. Nur der Nachahmungstrieb wird noch stärker herausgestrichen. „Jacobi wiederholt sich bis zum Ekel; ist längst erschöpft, ohne es zu merken; unermüdet, um seine Leser zu ermüden.“

Die scharfen Ausfälle hatten ein bewegtes Nachspiel, das einen breiteren Schauplatz brauchte als der Rahmen eines einzigen Blattes gewähren konnte. Die ganze Gelehrtenrepublik war in Aufruhr versetzt. Jacobi ist nutzröslich, er will es, kann es nicht fassen, daß Gerstenberg seine Natur so sehr verleugnet hätte; gleich nach den vernichtenden Kritiken bittet er den einstigen Freund um Aufklärung, und schreibt, da die Antwort ausbleibt, im Mai eine neue rührende Epistel nach Kopenhagen. Gerstenberg erwidert in stolz beleidigendem Tone, er habe Werke und nicht Menschen zu rezensieren und lasse sich in seinem Urtheile durch keine persönlichen Rücksichten beirren. — Gleim, der Vielgeschäftige, will vermittelnd wirken,²⁾ er schreibt an Gerstenberg, er schreibt an Klopstock:³⁾ „Mit dem sanftesten Menschen, einem Klopstock dem Herzen nach, fieng Gerstenberg einen Zank an!“ „Was hat Gerstenberg doch immer gethan,“ lautet Klopstocks abweisende Antwort, „daß er Jacobi gelobt und auch getadelt hat?“⁴⁾

Ganz anders benimmt sich Wieland. Noch vor der entscheidenden Diogeneskritik ist er außer Rand und Band vor Zorn über die „lotterbüßische Art, womit er (Jacobi) in der Hambg. N. Zeitung mißhandelt wird. Gleichwohl halte ich es für das Beste, daß Leute wie wir sind . . . sich ein für allemahl über die Beleidigungen solcher Ungeziefer hinwegsetzen, und ihren Weg fortgehen sollen, ohne Cognition davon zu nehmen, daß die besagten Ungeziefer um sie herum-

1) Über diese Stelle beklagt sich Jacobi am bittersten (Martin, S. 55).

2) Drei hiehergehörige Briefe Gleims führt Martin S. 28 an.

3) Klamer=Schmidt, Klopstock und seine Freunde 2, 243.

4) Ebenda S. 248. Vgl. nach Gleims Brief vom 14. September 1770; später scheint die Sache zwischen Klopstock und Gleim nicht mehr zur Sprache gekommen zu sein.

schwärmen etc.“¹⁾ Und seinen Leidensgefährten sucht er über die Mückenstiche skribblerischer Insekten zu trösten.²⁾ Wie er nach dem direkten Angriffe Gerstenbergs gesucht, ist aus dem Briefwechsel nicht ersichtlich. „Wieland war sehr unzufrieden,“ meldet Voie,³⁾ „mit den Kunstrichtern, besonders mit dem göttingischen und hamburgischen, in Absicht seiner.“

Für Klop waren die Streitigkeiten natürlich eine willkommene Gelegenheit, seinen Hamburg-Kopenhagener Gegnern unliebbare Wahrheiten und Unwahrheiten zu sagen. Die gelbe Zeitung, die schwarze Zeitung, die Zeitung des braven Dumps, die Dumpsflusse, der ist so streitbare Herr Gerstenberg paradieren in den Hallischen Zeitschriften. Jacobi mußte man lieben, „wenn man nicht ein G==g oder Nicolai war . . . wer hätte glauben sollen, daß der tändelnde Spatz an Venus Wagen sich in eine krächzende Eule der kritischen Minerva verwandeln würde?“⁴⁾ „Gerstenberg schändet sich selbst, daß er seit einiger Zeit sich, ohnstreitig aus der Furcht, man möge seine Tändeleien, die freylich den Jacobischen nachstehen müssen, etwas vergessen, so wie man seinen Schleswigischen Literaturbrief vergessen hat und bald seinen Vgolino furioso vergessen wird, zu niedrigen Sathren hinreißen läßt.“⁵⁾

Gerstenberg seinerseits blieb die Antwort nicht schuldig, das 201. Stück vom 11. Dezember 1770 brachte eine besonnene aber energische Erklärung, in der sich der Rezensent — natürlich ohne die Anonymität zu lüften — zu den lobenden und tadelnden Aufsätzen über Wieland und Jacobi bekannte und über deren übertriebene Empfindlichkeit beklagte.

Damit hatte Gerstenberg seine Rolle als Rezensent beendet. Der folgende Jahrgang bringt bloß drei Aufsätze aus seiner Feder,

1) An Gleim vom 10. März 1770 (Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland, herausgegeben von Gessner 2, 356); auch die Fortsetzung des Briefes ist sehr lezenswert.

2) Ebenda S. 357; vgl. noch S. 363, 376.

3) Zeitschrift für deutsche Philologie 27, 364 ff. über die Jacobirezension S. 377, Brief vom 18. April 1770; über die Wielandkritik vom 24. Mai 1770.

4) Deutsche Bibliothek 1770 XVIII, Nr. 7.

5) Hallische Zeitung vom 7. Juni 1770 (S. 369). Von sonstigen Urteilen über Gerstenbergs Kritiken führe ich noch folgende Stelle aus einem Briefe von Claudius an (der Brief ist undatiert, stammt aus dem Jahre 1769; er befindet sich im Besitze des Herrn Professor Bischoff in Graz): „Ihre Recensions, sagt eine Parthen Leser, sind schön, eine andere sagt: ‚ja, es ist wahr‘, weil die erstere es gesagt hatte, und die dritte, die nicht so klug als die ersten, und so dumm als die letzten sind, sagen, wir verstehen sie nicht und lesen lieber die Recensions anderer Leute, ich weiß nicht ob es möglich ist alle 3 Klassen Leser auf einmahl zu befriedigen, indeß sähe d. H. E. Legations Rath es wohl, daß es möglich wäre, mir iß gleichviel, weil ich nicht zur zweiten Classe gehöre noch die 2 Rth. am Ende des Jahres einstreiche —“

Aufsätze, die als Verteidigung seiner Tätigkeit wie auch als Aufrechthaltung der eigenen Urteile bedeutsam sind. Wielands „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzen“ enthalten alle vorstehenden Eigentümlichkeiten des Stiles und der Denkungsart ihres Verfassers, in gutem und in bösem Sinne. Wieland suche seine Metamorphose darzulegen, aber es sei klar, wie locker die Grundlagen seiner Weltanschauung seien, wie leicht nach der Schwentung vom unnatürlich ätherischen Seelenleben zum größten Materialismus ein neuerlicher Übergang erfolgen könne. — Was den Streit mit Jacobi betrifft, möge das Publikum entscheiden, „ob der Kunsttrichter Recht oder Unrecht gehabt So angenehm auch die tändelnden süßen Liederchen sich lesen lassen,“ lauten die entscheidenden Worte, „und so viel niedliche kleine Bilderchen und Gemäldgen sie auch enthalten, so ist doch wohl keine Dichtungsart, die leichter sättiget und ermüdet, als diese; es sey nun, daß unser Nationalcharacter diesen glücklichen Ernst mit sich bringt, oder daß die Seele überhaupt nicht lange Geschmack daran findet. Unaufhörlich wiederkommende Charitinnen und Gratien, Amors und Amouretten, Nymphen, Hayne, Bäche, verursachen endlich auch dem größten Liebhaber derselben Langeweile, wie reizend auch die lieben Dinger zuweilen tändeln mögen“.

Auch mit dem Austritte Gerstenbergs aus dem Verbande der Zeitung war die Zänkei nicht völlig verstummt;¹⁾ in Epigrammen Kästners und Heines findet sich ihr Widerhall; und das Organ einer jungen Partei legt für Gerstenberg seine Lanze ein: „Wer sagt Herrn Wilhelm Heinen, daß den Verfasser des Ugo, der Ariadne auf Naxos, des Lieds eines Skalden die Grazie verlassen habe, seit dem zwischen Herrn Wieland, Jacobi und ihm die vor unsre Mäusen allzeit unglückselige Mißhelligkeit entstanden?“²⁾

Der Verlauf der Streitigkeit lehrt uns nicht bloß die äußere Geschichte von Gerstenbergs Journalistentätigkeit besser kennen,³⁾

¹⁾ Vgl. Hallsche Zeitung vom 7. Februar 1771.

²⁾ Frankfurter gelehrte Anzeigen 1772 (Deutsche Literaturdenkmale Nr. 7 und 8, S. 9).

³⁾ So ist die Pause um die Mitte von 1770 teils durch anderweitige Beschäftigung, teils durch Verstimmung und Unlust leicht zu erklären. — Über das 32. Stück des Jahrganges 1771 hinaus finde ich keine Spur, die auf Gerstenbergs Mitarbeiterchaft wiese. Die Besprechung von Wielands *Amadis* (Stück 97—98) enthält vieles, was für, mehr, was gegen ihn spricht. Sie ist W** gezeichnet, tadelt den Gebrauch von Fremdwörtern (!) und hofft, es werde „einer unserer besten Recensenten uns nächstens eine weitläufigere Beurtheilung dieses Gedichtes liefern“. Aber eine „weitläufigere Beurtheilung“ wurde nicht geliefert, und durch den Hinweis auf „einen unserer besten Recensenten“ wurde vielleicht die Hoffnung ausgesprochen, Gerstenberg noch weiter als Mitarbeiter zu erhalten. (Ich spreche diese Vermutung mit dem allergrößten Vorbehalte aus; ich kann nicht feststellen,

sondern ist auch ein wertvolles Dokument für die Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts überhaupt und für die Entwicklung Gerstenbergs im besonderen. Durch die rücksichtslose Verurteilung der scherzhaft tändelnden Poesie hat Gerstenberg über seine eigene Jugendperiode den Stab gebrochen, so wie es bei Lessing der Fall war, ähnlich wie es bei Schiller der Fall sein sollte. In der Reihe seiner Werke nehmen die Rezensionen eine bedeutende Stellung ein, indem sie eine abschließende Formulierung seiner Anschauungen enthalten. Die Theorie der „Briefe“ ist in Praxis umgesetzt. Andererseits bilden die Aufsätze eine Brücke zur zweiten Auflage des Hypochondristen,¹⁾ wo sich jedoch ein großer Verfall bemerkbar macht. Der früher so stürmische Fluß der Beredsamkeit ist versandet, der verbitterte Ton und eine rasch zu Tode gehetzte Manier lassen die Lektüre recht unfreudlich werden.

Auch im eigentlichen Sinne des Wortes kann man die Rezensionen als abschließend bezeichnen: Gerstenberg lernt die Größe der Größten schätzen, und darin liegt sein Verhängnis. Indem er in Herder den Mann der Zukunft erkennt, hat er seine Rolle ausgespielt. Denn er war eine schwache Natur und erlebte, was schwachen Naturen ein Ende bedeuten muß, die Verwirklichung seiner Ideale.

Wie sehr Gerstenberg durch seine geistvollen Kritiken die Generation beeinflusst hat, für die er den Boden vorbereitet hatte, wie stark die Hamburger Zeitung auf die Frankfurter gelehrten Anzeigen, die sie ablösen sollten, eingewirkt hat, wie sehr besonders die schöne Begeisterung für alles Tatkraftige in der Periode des Sturmes und Dranges widerhallte — diese und viele andere Fragen werden wohl erst nach der Neuauflage der Rezensionen einer endgültigen Lösung entgegen sehen können.

Wielands Pervonte.

Von Bernhard Seuffert in Graz.

Der Jahrgang 1778 des Deutschen Merkurs brachte den Lesern vier Märchendichtungen Wielands. Im Februar erschien Hann und Gulpenheh, im März Der Vogelsang oder die drei Lehren, im Mai Schach Solo, vom November an Pervonte.

ob der Redaktionswechsel zu Anfang oder in der Mitte des Jahres 1771 stattfand und ob der neue Herausgeber — Dimpfel — seinem Vorgänger Dimpf nicht etwa feindselig gegenüber stand.)

¹⁾ Er ist eigentlich ohne die Rezensionen nicht recht verständlich.